

INTERVIEW MIT HEINZ WETTSTEIN

«Beteiligung in der Gemeinschaft ist ein zentrales Anliegen»

Das Interview führte Pia Gabriel-Schärer.

Heinz Wettstein, in welcher Zeit und in welcher Funktion waren Sie an unserer Schule tätig? Ich bekam 1975 den Auftrag von der Akademie der Erwachsenenbildung und der SAJV (Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände), das Projekt der Jugendarbeiterausbildung aufzubauen und zu leiten. Das ging von 1975 bis 1987. Am Anfang hiess es Jugendarbeiterausbildung, später Soziokulturelle Animation. In dieser Zeit hat es diese Schule noch nicht so gegeben wie heute. Es gab bereits die Konferenz der Fachschulen bzw. Höheren Fachschulen in Luzern. In der Konferenz waren die Heimerzieher dabei sowie die Tagesschule, die Abendschule und die Akademie für Erwachsenenbildung. 1987 stand ich vor der Frage: Gehe ich in die neue Fachhochschule oder mache ich mich selbstständig? Ich machte beides – ich ging in die Selbstständigkeit und blieb Dozent in verschiedenen Rollen, gab auch Supervision bis ins Jahr 2000. Mein letztes Engagement war die Mitarbeit am Buch zur Soziokulturellen Animation von 2010.

Als Sie sich selbstständig gemacht haben, waren Sie da alleine in einem Büro oder in einem Team von mehreren Personen? Ich war am Anfang alleine als Supervisor tätig. Später habe ich mich in zwei Organisationen eingebunden. Die erste war das Büro West, wo wir als AG organisiert waren und die Jugendarbeit für zehn, zwölf Gemeinden machten. Ich habe nie ein Mandat an Gemeinden übernommen, ich war immer als Berater tätig. Das andere war Risorsa, eine Gruppe von Supervisoren und Beraterinnen, wo ich auch langsam aussteige. Wir haben zusammen Interventionen gemacht, Fortbildungen angeboten und gemeinsam Projektberatungen durchgeführt.

Wenn man Sie fragt, was Sie beruflich machen – was antworten Sie dann? Ich bin Dr. iur., also Jurist. Und ich bin Super-

visor und Organisationsberater. Ich war in der Jugendarbeit tätig, dem Bereich, wo man am wenigsten gut bezahlt wurde. Es gab Phasen, in denen ich nicht mehr so viel mit Jugendarbeit zu tun hatte, sondern mehr mit Schulentwicklung und ähnlichen Projekten. Im weiteren Sinn war es Animation in allen Altersklassen.

Inwiefern war Ihnen professionelle Soziokultur bzw. Soziokulturelle Animation ein Anliegen? Ich habe 2005 an der SAJV ein Referat gehalten zur Professionalisierung, in dem ich das Thema aufgearbeitet habe. Ich kam von der Jugendarbeit. Als ich angefangen habe, gab es die Soziokulturelle Animation in der Deutschschweiz so noch gar nicht. In der Welschschweiz war das anders. Die Soziokulturelle Animation kam erst durch den Grundkurs Animator in Zürich in die Deutschschweiz, der von Herbert Ammann geleitet wurde. Pro Juventute hat das Thema in der Deutschschweiz lanciert und das Konzept von der Romandie hierher übertragen. Ab diesem Zeitpunkt war ich stark in der Soziokulturellen Animation engagiert. Meine verstorbene Frau war Französin. Ich hatte daher relativ viel Kontakt zu den Ursprüngen der Soziokulturellen Animation. Später habe ich auch ein Fachbuch aus dem Französischen übersetzt.

Die Soziokultur war stark frankophon ausgerichtet, nicht wahr?

Ja, das ist so. Ich habe in dieser Hinsicht auch viel recherchiert und gelesen. Es ist sehr spannend, wie sich Soziokulturelle Animation und Soziale Arbeit im englischen und im deutschen Sprachraum sehr unterschiedlich zum französischen Sprachraum entwickelt haben. Es gibt eine kulturelle Betrachtungsweise, die besagt, dass Frankreich ein Agrarland, Deutschland und England hingegen Industrieländer gewesen seien und das habe zu verschiedenen Ausformungen geführt. Dieser These bin ich einmal nachgegangen. Die Animation und das Konzept wurden in Italien, Spanien, Südamerika und auch in Afrika rezipiert, vor allem in den französischen Kolonien. Ein Thema war schon immer der Unterschied zwischen der Gemeinwesenarbeit und der Soziokulturellen Animation. Aber der ist ja relativ klein. Ich habe immer behauptet, zu 75 bis 80 Prozent decken sich die Konzepte und der Rest ist anders.

Wo liegen die Unterschiede? Der Unterschied ist, dass die Animation stärker die Kulturvermittlung betont. Sie ist auch näher an Projekten mit Menschen in Gruppen. Die Gemeinwesenarbeit interveniert systematischer und auch eher forschungsgeleitet. Zudem arbeitet sie mit anderen Methoden. Aber die Grundanliegen von Partizipation und Demokratisierung sind bei beiden gleich. Und es geht nicht um Einzelfallhilfe, sondern es sollen in den gesamtgesellschaftlichen Strukturen Veränderungen angestossen werden.

Sie haben unsere Schule und Schulleitung als Angestellter und als Leitungsperson verlassen, bevor die grosse Fusion von Tagesschule Sozialarbeit, Abendschule Sozialarbeit und Höhere Fachschule für Soziokulturelle Animation durchgeführt wurde. Inzwischen hat sich die Schule weiterentwickelt: Zuerst kam die Bologna-Reform, heute gibt es das gemeinsame Grundstudium und nachher die Vertiefungsrichtungen Sozialarbeit, Soziokultur und Sozialpädagogik. Wie sehen Sie die Schule heute? Die jüngsten Entwicklungen habe ich nicht mehr verfolgt. Es wurde nie die Schule, die ich gerne gehabt hätte, wenn ich dageblieben wäre. Aber es wurde etwas Gutes und sehr wahrscheinlich auch das Beste, was man aus der Situation machen konnte. Ich glaube nicht, dass ich unter diesen Rahmenbedingungen etwas anderes hätte bewirken oder erarbeiten können, wenn ich dageblieben wäre. Während meiner Zeit haben ja die Tagesschule und die Abendschule bereits zusammengearbeitet. Das habe ich noch mitbekommen. Die Schwierigkeiten mit dem Thema Sozialpädagogik habe ich intensiv in Diskussionen miterlebt. Wir konnten uns damals nicht so einfach einfügen. Wir mussten die Soziokulturelle Animation zuerst in einem grösseren Rahmen einführen und definieren. Also von der Animation her bin ich glücklich, dass Luzern dieses Thema noch so explizit pflegt. In Zürich ging sie im Lauf der Jahre etwas verloren. Die Soziokulturelle Animation wurde an anderen Orten aufgenommen, beispielsweise an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Sie wurde integriert, jedoch nicht als Studienrichtung angeboten. Ich habe da mitgewirkt und über lange Zeit bei den Sozialpädagogen zusammen mit Heinz Moser das Thema gehütet. Bei den Bernern weiss ich gar nicht: Die haben in diesem Bereich eher Sozialarbeitende eingestellt. Es

stecken natürlich auch berufspolitische Geschichten dahinter. Ich bin sehr froh, dass Luzern die Soziokulturelle Animation noch so intensiv betreibt. Ich finde es gut, dass die Themen durchlässig sind. Im konkreten Praxisfeld können auch Menschen mit einer Ausbildung in der Sozialpädagogik oder Sozialarbeit gut arbeiten. Aber man merkt, woher sie kommen.

Woran merkt man das? Bei den Sozialpädagogen ist es so: Sie haben Mühe mit der unverbindlichen Beziehung zu Jugendlichen. Generell ist es für Sozialpädagogen zentral, dass sie mit den Klientinnen und Klienten eine verbindliche, längerfristige Beziehung pflegen. Sie haben auch das Instrumentarium, um mit den Menschen auf eine gute und sinnvolle Art zu arbeiten. Ich hatte auch Leute, die wieder zurückgewechselt haben in einen institutionellen Rahmen. Bei den Sozialarbeitenden merke ich, dass die Ausrichtung auf soziale Problemlagen stärker gewichtet wird als bei den Animatorinnen und Animatoren. Bei letzteren stehen Aspekte der Entwicklung, kulturelle und manchmal auch politische Aspekte mehr im Vordergrund. Das sind keine Widersprüche, sondern unterschiedliche Schwerpunkte, die je anders gewichtet werden. Wir als Arbeitgeber wissen genau, worauf wir schauen müssen, je nachdem, woher jemand kommt. Wir haben ja meistens Studierende, die berufsbegleitend studieren.

Sind Sie zufrieden mit der Ausbildung, die wir unseren Studierenden vermitteln? Ich finde, das berufsbegleitende Studium ist immer noch der Idealfall. Schwierig wird es bei Vollzeitstudierenden, die ins Praktikum kommen. Man genau merkt, dass sie wissen, wie man ein Projekt aufbaut. Wenn sie dann aber mit den Menschen konkret arbeiten müssen und die sich nicht so verhalten wie im Projektablauf vorgesehen, kommen sie schnell an ihre Grenzen. Diese Kompetenzen des persönlichen Umgangs mit den Menschen ist bei «Vollzeitlern» nicht so ausgeprägt wie bei den berufsbegleitend Studierenden. Bei denen kommen diese Kontakte laufend vor, sodass sie die Begegnung mit den Zielgruppen üben können. Hinzu kommt: Sie sind meistens schon etwas älter. Ganz generell bemerke ich einen wesentlichen Unterschied im Vergleich zur Ausbildung früher: Wir haben in der Präsenzausbildung die Persönlichkeitsbildung in Intensivkursen

viel stärker gewichtet, als dies heute der Fall ist. Aktuell ist es offenbar einfach eine Frage der Persönlichkeit – es gibt Personen, die bringen diese Fähigkeit mit und andere noch nicht. Die Persönlichkeitsbildung wird weder vermittelt noch besonders gefördert.

Darum ist das Aufnahmeverfahren so wichtig. Dort sieht man bereits, ob die Studierenden mit dem fragten Potenzial kommen oder eben nicht. Es gibt immer ca. ein Viertel, die wir aus diesem Grund nicht aufnehmen. Bei Studierenden, die wir aufnehmen, können wir nach dem Aufnahmeverfahren immerhin davon ausgehen, dass sie berufstauglich sind. Wir mussten uns bei der Aufnahme in unseren Urzeiten natürlich noch gar nicht nach den heute gültigen Normen richten. Unsere Leute mussten keine Matura haben, um das Studium zu starten. Die hatten teilweise nicht einmal eine abgeschlossene Lehre. Mit dem heutigen Aufnahmeverfahren wird es darum für diese leicht «freakigen» Leute nicht einfacher, an die Schule zu kommen.

Wir beobachten aktuell eine Unterschichtung. Es gibt wieder einen Studiengang an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik, wo man auch ohne Berufsmatur, einfach mit einer dreijährigen Lehre, studieren kann. Eine Unterschichtung sehen wir ja auch bei der Ausbildung zur Fachperson Betreuung FaBe, das wäre früher ja unvorstellbar gewesen.

Wie schätzen Sie die Entwicklung ein in Bezug auf Bildungspolitik in der Praxis? Ist Ihnen noch klar, wer welchen Abschluss hat? Und was man von den Personen erwarten darf? Den Überblick über die verschiedenen Abschlüsse habe ich schon. Zu wissen, was ich von den Absolventinnen und Absolventen erwarten darf – das ist schon ein bisschen schwieriger. Für mich ist es beispielsweise schwierig abzuschätzen, was man von einer FaBe erwarten kann. Dort kommt es sehr wahrscheinlich stark darauf an, welche Fachrichtungen die Personen jeweils eingeschlagen haben. Ich habe einen guten Einblick in die Ausbildung zur Fachperson Gesundheit, da meine Tochter dies unterrichtet. Auch in anderen Situationen hatte ich schon viel mit dieser Fachrichtung zu tun. Ich würde sagen, einen Fachmann, eine Fachfrau Betreuung kann man

für die Arbeit mit kleineren Gruppen von Jugendlichen einsetzen, die nicht weiter problematisch sind. Zuerst müssen sie vor allem Rollenklarheit schaffen, da sie sich am Anfang vielleicht noch eher als Kolleginnen und Kollegen fühlen. Mit denen, die von der neuen unterschichteten Ausbildung HF kommen, habe ich zu wenig Erfahrung – sie sind ja erst gerade gestartet. Ich weiss einfach, dass ich mit den berufsbegleitend Studierenden immer glücklicher gewesen bin. Wir haben jeweils auch geschaut, dass wir unsere Stellen im berufsbegleitenden Modus angeboten haben.

Sie blicken ja auf viele Jahre zurück im Feld der Soziokultur und der Sozialen Arbeit. Welches sind die grössten Veränderungen in Bezug auf die Herausforderungen im Berufsfeld? Ich sage immer, ich bin froh, dass ich in den 1960er- und 1970er-Jahren Jugendarbeit machen durfte. Damals konnte man auch wirklich noch gestalten. Da gab es ein Jugendhaus und die Jugendlichen kamen zum Beispiel mit der Idee, eine Südamerika-Woche zu organisieren. Sie haben sich engagiert, politisch orientiert und an diesem Thema gearbeitet. Man hatte auch in der Soziokultur eine andere Zielgruppe als heute, zumindest im Jugendbereich – in anderen Altersgruppen kann ich es weniger beurteilen.

Wir haben den Eindruck, die Veränderung der Zielgruppen geht laufend weiter. Einerseits hat sich das Zielgruppenalter stark nach unten bewegt. Die offene Kinderarbeit ist ja heute ein intensiv bearbeitetes Thema, auch wieder mit Diskussionen zwischen den Sozialpädagogen und den Animatorinnen. Dies konnte ich in St. Gallen intensiv studieren. Ein weiteres Thema ist der Übergang zwischen Kindern und Jugendlichen als Zielgruppe. Oben hinaus sind uns die Leute davongelaufen beziehungsweise sind in die Alternativkultur gegangen. Dort wollen sie jedoch nicht so viel mit den Profis zu tun zu haben. In den älteren Gruppen, bei den Erwachsenen, ist es – immer noch – schwierig, ein fassbares Feld zu bekommen. Ich habe ja mit Innovage, mit dem Migros Kulturprozent und mit der Generationenakademie zu tun gehabt. Das hat natürlich alles sehr viel mit Animation zu tun, aber alles sind untereinander wenig verknüpfte Entwicklungen einzelner Trägerschaften. Was ich in Frankreich erlebt habe mit den Centres Socioculturels, die vergleichbar sind mit unse-

ren Gemeinschaftszentren. Das hat sich bei uns nicht etabliert und weiterentwickelt.

In diese Zentren sind dann wirklich alle gekommen? Also Kinder, Jugendliche, Eltern bzw. Erwachsene? Konnte man da Väter- und Mütterberatung integrieren? Das war wirklich ein Zentrum für Soziale Arbeit? Ja, das war wirklich ein Zentrum für Soziale Arbeit – das war Gemeinwesenarbeit. Oft waren es auch politisch ausgerichtete Zentren. Zielgruppe waren eher minderprivilegierte Menschen, in schwierigen Wohnsituationen lebten. Personen aus Quartieren mit wenig Infrastruktur besuchten häufig diese Zentren. Sie haben ihre eigenen Interessen mitgebracht, vertreten und entwickelt – auf eine ganz persönliche Art. In Frankreich gab es sehr viele solcher Orte, bei uns gibt es sie nur sehr vereinzelt – in Zürich und Bern am ehesten, in Basel habe ich es nicht mitbekommen, und in Luzern gab es sie schon gar nicht. In St. Gallen eigentlich auch nicht.

Woran liegt es, dass dies so schwierig ist? Gerade in Luzern? Klar, Geld ist immer ein Thema, aber was müsste man machen, damit es funktioniert? Ich würde sagen, es gibt zwei Gründe. Der eine ist sicherlich, dass es uns zu gut geht. Die Zielgruppe ist im Vergleich kleiner als in Frankreich. Dann liegt es aus meiner Sicht daran, dass Frankreich eine andere Politik verfolgt und die Gewerkschaften eine stärkere Bedeutung haben als bei uns. Ob das gut oder schlecht ist, lasse ich völlig offen. Man merkt einfach den Unterschied zwischen den Kulturen. Bei uns gehen die Leute lieber an einen Brunch mit der SVP, um über die Classe Politique in Bern zu schimpfen. Daraus kann kein soziokulturelles Engagement werden. Das ist der Unterschied. Und es geht halt den meisten wirklich relativ gut.

Gibt es aus Ihrer Sicht Highlights in Ihrer beruflichen Karriere? Von denen Sie sagen können, dass das ein Projekt war, von denen es mehr geben sollte? Es ist schwierig, von Highlights zu sprechen. Wir haben jugendpolitische Projekte noch in der Ausbildung gemacht. Das war immer sehr spannend. Alles, was in diese Richtung geht, alles, was die Menschen in eine aktivere soziokulturelle Rolle bringt, ist spannend. Deshalb gibt es kein einzelnes Projekt, von dem ich sagen könnte, dass

das jetzt wirklich das Highlight war. Zurzeit bin ich ja noch in der Kirche tätig als Berater. Das hat viel mit Soziokultur zu tun, da die Kirche eine der wenigen Organisationen ist, die eigentlich noch frei von Zwängen agieren können, in gewissen Themen zumindest, was sonst nicht mehr so gut möglich ist. Auch das Geld spielt keine grosse Rolle.

Das tönt nicht gerade so, als ob Sie sich langsam aus dem Berufsfeld zurückziehen. Nein, ich arbeite noch zwischen 10 und 20 Prozent, das ist nicht viel, aber ich bin immer noch dabei.

Haben Sie zum 100-Jahr-Jubiläum noch etwas, das Sie der Schule für die Zukunft wünschen? Ich habe natürlich gelernt in den letzten Jahren, dass ich als alter 68er ein bisschen «out» bin. Für mich ist Beteiligung in der Gemeinschaft ein zentrales Anliegen: Da sind die Themen Partizipation und Mitgestalten des Lebens. Das ist nicht nur ein Gedanke, den man in der Soziokultur hat. Das ist ein wichtiger Gedanke auch in der Sozialen Arbeit. Vor allem in der Gemeinwesenarbeit kommt er stark zum Tragen. Er sollte aber allgemein in der Sozialen Arbeit weiterentwickelt und von der Schule vermittelt werden.

Es fehlt an Auseinandersetzung mit den Entwicklungen, die zurzeit laufen. Viele Studierende sagten mir früher, ich sei ein Kulturpessimist. Ich war in vielem oft kritischer als die Studierenden, welche damit aufgewachsen sind. Ich habe gelernt, dass ich gewisse Themen anders sehen muss. Aber gleichwohl: Ich frage mich immer wieder, ob heute Lebenswelten entstehen, wo die Menschen gar kein Interesse am Gemeinschaftlichen entwickeln. Das Durchhaltevermögen hält nur kurzfristig und man möchte sich alle Möglichkeiten offenhalten. Diese Einstellung erlebe ich als zunehmend vorherrschend – das Interesse, Einfluss zu nehmen und mitzugestalten, ist gar nicht mehr vorhanden. Das Motto lautet: «Entweder es kommt oder ich schaue für mich!» Dieser Grundhaltung sollten wir – sollte auch die Schule – wo möglich, gegensteuern. Da geht es nicht zuletzt um bedeutende Werte wie die Zukunft der Demokratie. Das ist für mich ein Anliegen. Und ein weiteres Anliegen an die Schule: «Behaltet die persönlichen Aspekte im Auge und werdet nicht zu Fachidioten!» Ich habe kürzlich mit einem Dozenten im Bereich

IT gesprochen. Die entwickeln Module mit Bezug auf die Beratung. Er erzählte mir in voller Intensität von der Transaktionsanalyse. Meine Antwort: «Das ist sehr gut, da habt ihr gegenseitig Kontakt – das finde ich toll.»

Das ist für mich der Hauptaspekt und damit auch mein Wunsch an die Schule: «den Menschen» nicht vergessen und eine Grundhaltung pflegen. In welcher Form, ist offen. Das muss überhaupt nicht mehr in einem wöchentlichen gruppendynamischen Seminar passieren, wo die Menschen sich in den Raum setzen und warten, bis der Erste zu lachen anfängt. Grundanliegen sollen weiter aufrechterhalten bleiben. Die äusseren politischen Entwicklungen hat man ja nicht so im Griff. Aber man muss darauf reagieren können.



Heinz Wettstein, geb. 1946, ist promovierter Jurist, Supervisor und Organisationsentwickler. Er hat den Aufbau der Ausbildungsstätte für Jugendarbeit in Luzern, der späteren Höheren Fachschule für Soziokulturelle Animation, initiiert und geprägt. 1975 bis 1987 war er als Dozent und in der Leitung tätig. Seit 1987 ist er selbstständiger Supervisor, Coach und Ausbilder. Er hat

mit dem Büro WEST ein innovatives Beratungs-, Konzeptions- und Umsetzungsteam aufgebaut, das Lösungsansätze aus den Bereichen Organisationsentwicklung, Management, Coaching, Jugendarbeit, Kommunikation und Soziokultur verbindet und Studierenden der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit regelmässig einen Ausbildungsplatz in der Praxis anbietet.